Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 17

Artikel: Die drei Schmiede ihres Schicksals [Fortsetzung]

Autor: Stifter, Adalbert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639486

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die drei Schmiede ihres Schicksals.

Erzählung von Adalbert Stifter.

(Fortsetzung).

Mit diesen Worten hatte er den Freund auf den Balkon hinausgeführt. Dort fuhr er fort: „Ja, wenn du nicht gar zu ungelehrig bist, so hoffe ich mit Zuversicht, daß ich bald so glücklich sein werde, bei dir einem gleichen Feste beizuwohnen, wie du heute bei mir."

„Lasse doch ums Himmelswillen die Weiber", sagte Erwin und zuckte ordentlich weg, als hätte ihn schon eine dieser Schlangen bei der Hand.

Der andere aber fuhr hartnäckig fort. Entweder merkte er die Stimmung des Freundes nicht, oder wollte er sie nicht merken. „Da wäre die zarte Agnes Harrand, die dort neben dem Merkur steht, sie ist die Schönste des Landes und erst siebzehn Jahre alt. Oder jene rot gekleidete, schlanke Figur neben der dicken Mutter, das ist die Gräfin Rosalie Steinheim, so gut und schön, wie eine Taube. Siehe, da gerade über das Parterre geht eine Schmiedin ihres Schicksales, wie wir es einst waren. Unsere jungen Herren würden lieber ein glühendes Eisen anrühren, als diese Dame, so stolz ist sie. Sie bleibt unvermählt, weil sie keinem Zufalle, d. h. keinem Manne, preisgegeben sein will. Es freit auch keiner mehr um sie. Der alte Mann, mit dem sie geht, ist ihr Vater, der Ritter Fargas, mein nächster Nachbar, sie heißt ebenfalls Rosalie, und wenn du reiten lernen willst, so nimm sie zum Stallmeister. Dort auf der Gartenbank sitzen gar drei auf einmal, doch nur die mittlere ist ausgezeichnet, die anderen minder, aber jede trägt zwei Rittergüter in der Schürze. Sie sind die Baronessen Kralstein: Bertha, Emilie und Clarinda. Eine heißere Sonnenscheibe, als Emiliens schwarzaugige Blicke gibt es nicht. Oder betrachte die, welche jetzt von Rosalie Fargas leichthin gegrüßt wird, sie ist viel gefeiert, und einige sind über sie verrückt, sie ist die Gräfin Miris, eine einzige Erbin — und dann erst die, die wir nur von ferne sehen, oder erst die, so von den Gebüschen bedeckt sind, Johanna, Mathilde, Emerentia, Sibylla, Margareta, Cajetana, und wie sie heißen mögen. Morgen wirst du sie alle neben alten Papas-, Mamas- und Onkelsgesichtern sitzen sehen und kannst wählen. Dem Sohne deines Vaters und deinen ungeheuren Wäldern wird keine abschlagen. — Doch Scherz beiseite, Erwin. Morgen wird Eveline kommen, und du wirst die ruhig schöne Tugend sehen, aus klaren, fleckenlosen, aufrichtigen Augen schauend, und ein solches Gut wünsche ich deinem Herzen, dem festesten und besten dieser Welt."

Erwin aber bat mit düstern, trüben Blicken, daß er ihn mit alle dem verschonen möge, daß man ihm lieber sein Zimmer anweise, und daß man ihm gestatte, für heute dort zurückgezogen bleiben zu dürfen. Wie er es morgen halten wolle, war ihm noch nicht recht klar, nur so viel ungefähr schwebte ihm vor: wenn nur diese Nacht überstanden sei, so werde er morgen bei der Ceremonie sein und dann sogleich auf dem Wege nach Havre. Verstimmt, mürrisch und durchaus nicht mehr Herr seiner Stimmung, ließ er sich von Lander in das rote Gemach geleiten. Er schrieb alles dem Zufalle zu, dem er sich hingegeben, und dachte, es werde nicht eher gut, als bis er wieder auf der Straße nach Havre sei, niemandem Raum gebend und gehorchend, als sich selbst und seinen Entschlüssen. „Daher kommt alles", dachte er, „daß ich das Ding da nicht gelassen habe, wie es ist, und ruhig meines Weges weiter gegangen bin. Nun habe ich Reue, ein Ding, das früher nie da war, und nun schmiede ich vergebens an meinen Gedanken, daß sie ruhig und ebenmäßig sein sollen, und sie fahren widerspenstig im Kopfe gegeneinander."

Leander empfahl sich, der andere schloß hinter ihm seine Türe zu und betrachtete sich trübselig die Behausung, in der er die Nacht zubringen sollte. Er war über sich ärgerlich, daß er nicht ruhig sei, daß so viele fremde Dinge kämen, und deshalb ging er an die Musterung des Zimmers, um sie abzuleiten. Es war nichts anders, als gewöhnliche Zimmer sind, nur, da es in einem reichen Schlosse war, war es groß, ein reguläres Viereck und mit einem ungeheuern Kamine versehen, in welchem trotz des nicht kühlen Maiabends ungeschlachte Scheite loderten. Die Fenster gingen gegen Osten, an dem bereits, da die Sonne schon untergegangen, ein riesengroßer, blutroter Vollmond stand und matt durch die Gläser herein schien. Erwin, dem die Hitze zuwider war, da er stets in ungeheizten Zimmern schlief, öffnete die Flügel des einen Fensters und sah nun, daß es das letzte der langen Fronte sei, und daß daneben rechtwinklich eine andere, noch längere Fronte wegspringe mit unzähligen, riesenhaft wegstehenden Dachrinnen, welche große, kupferne Rachen aufrissen. Drüber hinaus standen Wirtschaftsgebäude in allen Richtungen verschoben, und über sie blickten die Wipfel des Parkes herein, gegen den Vollmond emporstehend. Da er dieses betrachtet hatte, ging er an den Tisch, nahm sich Brot und Wasser und hielt Abendmahl. Der Braten und Wein blieb unangerührt stehen. Da es indessen ganz finster geworden, zündete er die auf dem Nachttische stehenden Kerzen an und bemerkte, daß ein modernes Buch daliege, welches etwa der Haushofmeister zur Zerstreuung des Gastes hergelegt. Damit keine Kohle auf den Teppich herausfalle, schürte er noch das Feuer in dem Kamin zurück, schob den Holzkorb ein wenig weiter hinweg, dann nahm er alle Dunen und alles Zeug aus dem Bette bis auf den Strohsack und eine Decke, packte alles auf einen Kasten, dann legte er die Oberkleider ab, versuchte noch einmal die Güte des Türschlosses, da er große Summen im grauen Rock führte und legte sich endlich auf sein Stroh nieder. Die durch das offene Fenster hereinströmende Mailuft tat ihm sehr wohl, da es ihm von dem unvernünftigen Heizen unerträglich warm schien. Eine Weile las er in dem Buche, es stand von nichts als lauter überschwenglicher Liebe in überschwenglichen Versen darinnen, dann legte er es weg, löschte die Lichter aus und starrte noch eine Zeit in die zusammensinkende Glut des Kamines, die um so düsterer rot war, als daneben das weiße Silber des Mondes in breiten Scheiben auf dem Fußboden lag. Dann, mit einem flüchtigen Gedanken an die weiße Frau und mit verwirrten Träumen von Emilie, Emerentia, Cajetana, entschlummerte er fest und ruhig.

Wie lange er mochte geschlafen haben, wußte er nicht, aber es durfte schon Mitternacht vorüber sein, da war es ihm, als streife ein eiskalter Hauch über sein Gesicht. — War es nun, daß er über die Sagen des Zimmers doch nicht ganz gleichgültig war, oder war es seine angewohnte Entschlossenheit, er weckte sich aus dem halb träumenden Zustande, in den ihn der Luftzug versetzt hatte, vollends auf und öffnete seine Augen. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, in das er geriet, als er die Veränderung erblickte, die in seinem Zimmer vorgegangen war: im Kamine, wo er nur ein Häufchen verglimmender Kohlen gelassen hatte, loderte ein helles Feuer, vor demselben, die Fußsohlen gegen die Wärme haltend und ihm den Rücken zugekehrt, saß eine Gestalt, über und über mit weißem Zeuge, wie mit Nebelhüllen angetan, vorn durch das Kaminfeuer blaß rosenrot angeleuchtet, hinten mit dem bleichen, fast blauen Scheine des Mondes belegt. Er getraute sich keinen Atemzug zu tun, so war er erschrocken. Er glaubte noch zu träumen und redete sich innerlich zu, zu erwachen, aber er antwortete sich, daß er ja wache; denn auf dem Tische stehen die zwei Flaschen und ganz deutlich die Teller mit den Speisen, da stehen neben ihm die zwei ausgelöschten Kerzen, da liegt das Buch und dort auf dem Kasten das herausgeräumte Bettzeug, von dem Feuer sanft rot gesäumt — und es ist ja so heller Mondschein, daß man einen Strohhalm auf dem Zimmer liegen sähe. Die Gestalt saß unbeweglich in derselben Stellung dort. „Das ist meine rechte Hand", — sagte er sich, „das ist die linke, jetzt rühre ich den Daumen, jetzt den Fuß —" das alles sagte und tat er, um sich zu überzeugen

und um sich von jenem Zustande emporzuraffen, der sich bleischwer und alpartig auf ihn zu legen drohte und seine Sinne zu benebeln begann. Aber es half nichts, das Bild blieb unbeweglich dasselbe, und es war, als scheine der Mond nur immer greller darauf. Erwin war bis an die Wand gerückt, dort drückte er sich an, zog die Decke bis an die Augen, und über seine Glieder ging es fast wie ein Fieberfrost. Er schloß ein um das andere Mal die Augen, aber es half nichts, er mußte sie wieder öffnen, und sie saß immer wieder dort. Einmal nur hatte sie wieder traumartig den Arm gehoben und ihn wie einen Bogen über das Haupt gehalten, wie etwa jemand im Schlafe einen Arm über den Kopf emporlangt. Dann aber hatte sie ihn wieder sinken lassen und war unbeweglich wie früher. Nur die Füße hielt sie nicht mehr gegen das Feuer, sondern auf den Teppich gestellt. Sie waren ebenfalls schneeweiß.

Wie lange die Erscheinung schon dauerte, konnte Erwin nicht ermessen; denn ihm war alles Zeitmaß verloren gegangen. Nur eine Tätigkeit war ihm geblieben, die der Augen. Unverwandt und bezaubert mußte er sie immer hin heften, und den drängenden Atem ließ er so leise strömen, daß er ihn selbst nicht einmal hören konnte. Bald war ihm, die Gestalt rege sich, bald, sie sei starr — endlich regte sie sich in der Tat. Unheimlich langsam, wie ein Totes oder Träumendes, richtete sie sich auf, wendete sich mechanisch um, schritt nebelhaft gleichmäßig gegen das Bett, beugte sich und legte sich hinein. Nur im Momente des Niederlegens hatte er ein kurzes, leises Seufzen gehört, wie von menschlichen Lippen — dann aber folgte bald das regelmäßige, tiefe Atmen eines ruhig Schlafenden.

So schmal sich nur immer ein ohnehin sehr schlanker Mann machen konnte, so schmal hatte er sich in dem Augenblicke gemacht, als sich die Erscheinung zum Niederlegen anschickte; wie ein Schilfrohr lag er an der Wand, und keine Fiber an ihm regte sich. Fast wollte ihn wieder die eisige Hand des Entsetzens packen, wenn er sich die seit achthundert Jahren modernde Schönheit bei sich im Bette dachte. Aber da er das gesunde Atmen hörte, und da ihm war, als fließe sanfte Lebenswärme von der Gestalt zu ihm, so war nun sein Erstaunen noch größer, als früher sein Entsetzen gewesen war. Eine Zeitlang rührte er sich noch nicht, dann aber ganz behutsam und sachte, daß nichts knistere, drehte den Kopf herum (er hatte nämlich früher das Gesicht gegen die Wand gekehrt) — aber sah nichts als feine, weiße Wäsche, die über eine menschliche Gestalt gedeckt schien. Das halb weggewendete Gesicht der Gestalt konnte er nicht sehen, weil eine sehr große Krause einer Nachthaube davor emporstand. Daß es nur ein Weib sei, schloß er, aber sein Zustand war nun nicht viel besser, als wenn es ein Gespenst gewesen wäre. Bloß des einen war er sicher, daß ihm das Weib nicht gegen seinen Willen den Hals umdrehen könne, das andere war alles ängstlich genug. (Fortsetzung folgt.)

Spinne am Abend.

Von Gerhard Schäke.

Ich möchte vorausschicken, daß mir Spinnen unsympathisch sind. Mir scheinen sie mit ihrem runden plumpen Leib und den gekrümmten Beinen die Verkörperung der Habgier und des Geizes und ich gestehe offen, ich möchte beileibe keine Spinne sein. Zwar neige ich stark zum Dickwerden, ich habe auch lange Hände, aber ich bin nicht geizig, denn wäre ich geizig, dann besäße ich Geld und mir wäre wohler. Ich habe nicht die geringste Anlage zum Spinnesein. Aber das ist alles unwichtig. Ich wollte nur einmal feststellen, daß mich die dummen Sprichwörter ärgern. Wenn ich meiner Wirtschafterin sage: „Haben Sie die Spinne über meinem Bett gesehen?", dann fragt sie erst einmal, statt schamhaft zu erröten, „Wann haben Sie das Tierchen", sie sagt zu so etwas immer Tierchen, „denn gesehen?" Am Abend erwidere ich. „Nun", meinte sie, „seien Sie froh, das Sprichwort sagt: Spinne am Abend, erquickend und labend.

Die Erquickung und Labung besteht darin, daß ich nicht einschlafen kann, weil ich befürchte, das eklige Tier könnte mir übers Gesicht krabbeln oder könnte mir das Blut aussaugen. Solche Geschichten machen diese Tiere nämlich, das ist gar kein Scherz! Und wenn ich wirklich einschlafe, dann träume ich, ein riesiges Etwas legt sich mir auf den Kopf oder auf die Brust, grinst mich an und drückt mich unter Höllenqualen allmählich tot. Das Totgedrücktwerden möchte ich gerne vermeiden, Sie können mir das vielleicht nachfühlen. Jedesmal ist die Spinne schuld, sie bringt mich um die (nicht immer wohlverdiente) Nachtruhe. Ich bin dem Tiere spinnefeind.

Nun habe ich gelesen: Spinne am Morgen, bringt Unglück und Sorgen. Bei mir scheint das anders zu sein. Zunächst einmal bin ich froh, dem Bereich dieses gemeingefährlichen Blutsaugers entronnen zu sein. Eine Sorge bin ich los. Ich bin heiter gestimmt, wenn ich weiß, das Tier sitzt im Schlafzimmer, während ich im Badezimmer bin.

Ich finde auch sonst nicht, daß die Spinne an meinem Unglück und meinen Sorgen schuld sein soll. Sorgen hatte ich vorher auch, ich bin nicht so albern, dem kleinen Tier alles in die Schuhe (Ausdrucksfehler!) zu schieben. Die Spinne labt mich am Abend nicht, sondern am Morgen. Labt — was ist das überhaupt für ein Ausdruck! Als ob die Spinne einem Speise und Trank vorsetzte! Es muß einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß diese Spinnensprüche nutzlos und falsch sind und daß ich sehr dafür bin, sie durch Gesetzesbeschluß auszurotten.

Aber nicht dies allein ist der Zweck dieser Geschichte, nein, der wahre Grund soll auch hier stehen: mir wäre es lieb, wenn meine Wirtschafterin die Spinne mitsamt ihrem Netz (alle Achtung vor dieser Architektur!) entfernen würde, und da sie alle meine Geschichten liest, so kommt sie vielleicht bald auf den köstlichen Einfall, der Spinnerei ein rasches Ende zu bereiten.

Warten wir's ab!

Meine Welt.

Von Eugen Sutermeister.

Ist mein Hüttchen noch so klein,
Daß nur Zweie gehn hinein,
Ist's von Zäunen auch umstellt, —
Schweift mein Blick doch froh hinaus
Ueber Gärtchen, Zaun und Haus:
Das ist meine Welt!

Mag ich wandeln still im Tal
Nur auf Pfaden kurz und schmal,
Von der Sonne kaum erhellt, —
Immer bin ich auf der Spur
Vieler Wunder der Natur:
Das ist meine Welt!

Ist, worauf ich steh', der Berg
Unter seinesgleichen Zwerg, —
Bleibt doch schön und unverstellt,
Was mein Auge rings erreicht,
Und mein Herz wird froh und leicht:
Das ist meine Welt!

Endet sich mein Tagwerk sacht,
Bricht herein die dunkle Nacht,
Wo dem Auge nichts gefällt, —
Glänzt doch droben Stern an Stern,
Kündet mir — ich glaub' es gern —:
Das wird meine Welt!